

Friedrich A. Kittler

Von Staaten und ihren Terroristen

Alles Leben ist abgewandert in Baukästen.

Ingeborg Bachmann, Große Landschaft bei Wien

Meine Damen und Herren, sehr geehrte Dienste,

wir dienen alle einem höheren Zweck, ich zum Beispiel einem Griechenland, in dem es Dienste gar nicht gibt und freie Rede schlicht verstattet wird. Sie dagegen rechnen sicherheitshalber, hoffe ich zumindest, auch in Zukunft mit klassischen Kriegen. Alles andere würde angesichts der beiden Weltmächte, die die beiden Gegenküsten des Pazifik säumen, derart tiefblaue Augen verraten, dass Sie diese Vorlesungsreihe kaum je besucht hätten. Nur will meines Wissens fast niemand wissen, was klassische Kriege heutzutage wären. Ihr Grauen überstiege alles je Gedachte.

Stattdessen starren wir hier in Europa, gebannt wie das Kaninchen vor der Schlange, das scheinbar ferne Schauspiel zweier absoluter Feinde an, dessen eine Seite gar kein Völkerrechtssubjekt ist und zudem die Menschenrechte von Zivilbevölkerungen systematisch übertritt, während die andere klassische Unterscheidungen etwa zwischen Strafverfolgung und Kriegsrecht, Polizei und Heeresmacht klüglich unterlässt.

In einer langen Forschungsgeschichte, die von Carl Schmitt bis Michael Jeismann reicht, ist die noch längere Vorgeschichte des absoluten Feindes, den es wie etwa Schweinesysteme oder Schurkenstaaten schlichtweg auszurotten gilt, mittlerweile gut erforscht. Heut bleibt eher daran zu erinnern, was relative Feinde einmal waren, als la chevalerie, das Rittertum, Kriege in Europa noch umhegte. Von Franz dem Ersten, allerchristlichstem König

von Frankreich, wird über Karl den Fünften, römischer Kaiser und deutscher König, ein ebenso schönes wie denkwürdiges Bonmot überliefert: „Mein Bruder Karl und ich doch sind ein Herz und eine Seele: beide wollen wir Mailand“. Das hinderte Karls siegreiche Landsknechte in der Schlacht von Pavia, 1525 um Mailand geschlagen, nicht am blutigen Geschäft der Spieße; das hinderte den Kaiser weder, seinen geschlagenen Gegner in Ehrenhaft zu nehmen, noch ihn nach einem Jahr beim Friedensschluss von Madrid schon wieder freizulassen. Keiner von beiden hieß den andern Unmensch. Denn wie das Bonmot und mit ihm Lacan erklären: das Begehren von Brüdern – seien sie auch nur nominell wie Europas einst gekrönte Häupter – ist immer reziprok, schließt jedoch eben darum die Anerkennung des Rivalen als meinesgleichen ein.¹ Soviel oder sowenig zur Erinnerung an klassische Kriege, in denen der Feind nur ebenbürtiger zeitweiliger Gegner war.

Es ist nun aber Sache der Gerechtigkeit, die da auf Anerkennung und Gleichgewicht beruht, an unterschiedliche Kriege, relative und absolute, nicht auch noch unterschiedliche Maße anzulegen. Ich fürchte daher: Jedes Machtsystem hat die Feinde, die es auswirft.

Bevor ich dieser Vermutung an den großen Machtsystemen, die uns auf den Nägeln brennen, nachzugehen suche, mag sie an einem kleinen Beispiel aus der sogenannten Zeitgeschichte wieder gegenwärtig werden.

I.

Als die gute alte Bundesrepublik von ihrem Nachkriegsidyll Abschied zu nehmen gedachte, schritt sie zur Modernisierung oder – wie andere das nennen – zur Kolonialisierung ihrer Lebenswelt. Das traute Einfamilienhaus für heimgekehrte Kriegsgefangene und ihre fremd gewordene Ehefrauen, wie Adenauer es reihenweise am Stadtrand hatte errichten lassen, wich fast auf einen Schlag endlosen Hochhaussiedlungen, denen Holzfällerkom-

mandos unter Kreissägeneinsatz erst einmal Raum verschaffen mussten. Ortsteile mit so schönen Namen wie Freiburg-Binzengrün oder Erftstadt-Liblar schossen in die Höhe. Was Wunder, dass die mittels Fahrstühlen und Müllschluckern gestapelten Mieter solcher Satellitenstädte, wie sie im technikgemachten Anblick neuer Nachtgestirne damals hießen, ein statistisch monotones Konsum- und Freizeitverhalten entwickelten. Das hätte allerdings üble Staus im Pkw-Verkehr bedeutet, wären die bedachten Planer nicht gleichzeitig zur Verkehrsentflechtung geschritten. Nach längst gemachten Projekten, deren Ausführung ein Weltkrieg nur verzögert hatte, verwandelte sich die Bundesrepublik in den damals autobahndichtesten Flächenstaat auf Erden. Bald konnten sich zumal obige Satellitenstädte nicht nur eines Großkaufhauses rühmen, sondern auch eines eigenen Autobahnzubringers. In Westdeutschland begann eine neue Epoche – und wir können sagen, wir sind dabei gewesen.

Es geschahen nämlich Parties, Kaufhausbrände und Banküberfälle, deren Täter merkwürdig unauffindbar blieben. Erst als die Kriminellen, wie sie hießen, Bekennerbriefen unter einem recht östlichen Logo versandten, wusste die Kriminalpolizei wenigstens, mit wem sie es zu tun hatte, und gab die ungelösten Fälle an das damals noch winzige Bundeskriminalamt ab. Besagte Behörde versagte anfangs zwar auch, besann sich aber eines mittelstädtischen SPD-Mitglieds und Polizeipräsidenten, dessen Traum (zeitgleich mit Oskar Wiener) immer schon die Verbesserung Mitteleuropas gewesen war. Dieser Herold der Modernisierung und das hieß Computerisierung aller Fahndungsmethoden fasste den einfachen, aber tiefliegenden Gedanken, von dem ich ausgegangen bin: Jedes Machtsystem hat die Feinde, die es auswirft.

Nur darum konnten die Terroristen (denn so hießen sie fortan) wie Maos Fische im Wasser des Partisanenkriegs perfekte Tarnung finden, weil sie ihre Lebenswelt dem damaligen Modernisierungsschub, den Satellitenstädten in Autobahnnähe also angepasst hatten. Sie fuhren dieselben schnellen BMWs, um immer auf der Überholspur bleiben zu können; sie mieteten weißgekalkte Neubauwohnungen in Hochhaustürmen, wo niemand seine

Nachbarn kannte, um dortselbst die unverdächtigen Teile ihrer Bombenbastelreste im Müllschlucker anonym verschwinden zu lassen; ganz zu schweigen davon, dass verbliebene Stadtwaldreste ringsum das ideale Terrain zum Pistolentüben abgaben. Als das BKA hinter dieses Tätermuster oder (aus der Sicht der Betroffenen) diese triste Lebenswelt gekommen war, hatte es sie auch schon beinahe hinter Gittern, die, wie Sie sich erinnern werden, selbstredend nach demselben Modernisierungsmuster ganz neu ersonnen und errichtet wurden. Denn nicht in allen Punkten konnten mehrfache Bankräuber, Bombenleger und Mörder computertechnisch der Lebensform von damals folgen: Auch unter falschem Namen war es zum Beispiel zu gefährlich, die Mieten wie üblich zu überweisen. Also ersann Dr. Horst Herold, der kongeniale Geist an der Spitze des BKA, höchstselbst die negative Rasterfahndung: eine bundesweite Datensuche nach bürokratischen Alltagsvorgängen, die gewisse Mieter jedoch ganz untypisch unterließen. Das Ende ist bekannt, darum aber noch nicht notwendig erkannt. Erst in den Altbauwohnungen von heute dämmert uns langsam, was es hieß, in eine Bundesrepublik hineinzuwachsen, die den Erdenrest ihrer selbst unter Beton und Asphalt versiegelte.

Kommen wir also vom kleinen Beispiel zum weltweiten. Anstelle von Autobahnen der Luftverkehr, anstelle des BKA-Computers die Internet-Überwachung; anstelle jener seltsam baren Mieteinzahlungen die bank- und zinslose Geldüberweisung allein auf Treu und Glauben, wie sie den Islam zielt; anstelle von Stuttgart-Stammheim schließlich Guantánamo. Nur an den Hochhaustürmen hat sich außer ihrer Höhe in drei Jahrzehnten nichts geändert. Die Frage lautet mit anderen Worten: wie ist die Weltmacht von heute zu den Feinden gekommen, die sie hat?

II.

Um das zu begreifen, tut zunächst ein Rückblick auf ältere Imperien not. Das British Empire, wie die USA es im Zweiten Weltkrieg endgültig abgelöst haben, beruhte auf zwei Säulen, einer

seinerzeit schlechthin modernen und einer ganz und gar traditionellen. Die Neuigkeit, mit der Britannien in den Ersten Weltkrieg zog, war ein einzigartiges Telegraphenkabelnetz, das alle Überseehäfen, die die Royal Navy zur Aufrechterhaltung ihrer Seeherrschaft brauchte, abfangsicher umspannte. Dies „all red“, also rein britische „cable“ meldete der „fleet in being“, der Flotte also im Sein und nicht bloß Werden, jede Feindbewegung und jedes nachgefüllte Kohlemagazin. Kein anderer Staat, geschweige denn die Mittelmächte, verfügte über derlei globale Fernsteuerungsmöglichkeiten des Krieges, sowohl für seine Logistik wie für seine Strategie. Mit anderen Worten: die Mittelmächte gerieten schon am zweiten Tag des Ersten Weltkriegs in eine doppelte Blockade: von Nachrichten abgeschnitten dank dem britischen Kabelmonopol, von Nachschubgütern wie zumal chilenischem Salpeter dank der Royal Navy.

Auch die zweite Säule, auf der das British Empire ruhte, sicherte Nachschub, nur nicht von Gütern, sondern von Kanonenfutter. Andere Kolonialmächte der Gründerzeit wie zumal Frankreich oder Belgien hielten ihre schwarzen und gelben Untertanen nach spartanischem Modell im Stande bloßer Arbeitssklaven; Britannien dagegen hatte die bitteren Lektionen erlernt, die ihm vom Sepoy-Aufstand 1857 bis zum Burenkrieg 1899 erteilt worden waren. Gegen die Rebellion der zahlenmäßig hoch überlegenen indischen Hilfsregimenter half nur die telegraphische Verkabelung des Vizekönigtums und seiner weithin zerstreuten Garnisonen; gegen den Partisanenkrieg südafrikanischer Buren, die ihre eigenen farbigen Sklaven zu halten gedachten, half nur der Einsatz von Farbigen. Ganze Regimenter aus Sikhs, Gurkhas und anderen Kolonialstämmen, die der Ostindienkompanie einst blutigste Gefechte geliefert hatten, töteten und starben plötzlich im Namen Kaiserin Victorias. Schon daher endete „A Sahib’s War“, jener Krieg zwischen Herren, wie Kipling seine einschlägige Kurzgeschichte überschrieb, für viele Buren in stacheldrahtumsäumten concentration camps.

Der Literatur-Nobelpreisträger von 1907 hat auch verraten, wie poetisch der farbige Weiße, dieses hölzerne Eisen, lange vor Af-

ghanistans CIA-finanzierter Nordallianz in die Welt gesetzt wurde. Kipling, der Dichter von Mowgly und Kim, kam im Kaiserreich Indien zur Welt, sog also Hindi eher als Englisch ein. Ammen sind älter als Mütter. Kiplings lyrische Bürde, als weißer Mann allen anderen Rassen Kultur bringen zu sollen, hat ihm vermutlich erst jener Mahdi auferlegt, dem es 1881, also lange vor saudischen Königen und ihren Bin Ladins, schon einmal gelang, ein ganzes Land – das ägyptisch-britische Kondominium namens Sudan – der reinen Lehre Mohammed ibn Abd el-Wahhabs zu unterwerfen. Ein erster Schurkenstaat war auf der Welt, seitdem das abgeschlagene Haupt von Gordon Pascha (wie um Bataille recht zu geben) auf der Festungsmauer von Khartum zum leeren blauen Himmel starrte und dem Empire nur noch seine Maschinengewehre und Dichter halfen. „We have the machine gun and they have not“, reimte Hillary Bellock schon damals treffend über Hautfarbenunterschiede, denn das Maschinengewehr wurde ganz wie nachmals die Atombombe nur gegen Farbige entwickelt und auch eingesetzt. Unerträglich aber, wie gesagt, lastete Kiplings Bürde erst, als eben diese waffentechnisch saubere Trennung zuschanden ward: Ab Oktober 1899 legten Weiße ihre Maschinengewehre auf andere Weiße an, Buren mähten Briten nieder und umgekehrt. Daraus zog Kipling einen messerscharfen Schluss: Erst wenn das Empire nicht mehr mit unzuverlässigen Blutsverwandten auf Europas Thronen, die Burenpräsidenten zum Beispiel im Berliner Schloss empfangen, faule Kompromisse eingehen müsste, sondern von seinen schwarzen, braunen oder gelben Eingeborenen selbst getragen und verfochten würde, ginge ihm – wie einst bei Karl dem Fünften – die Sonne niemals unter.

Also erfand Kipling (lange vor der CIA) einen neuen Romanheldentyp: Als blutjunges halbwaisses Halbblut schaukelt Kim auf Zam-Zammah, der alten Bronzekanone von Lahore², tanzt zwischen Moguln und Vizekaisern, indischer Mutter und verschollenem Kolonialtruppenvater, nomadisiert durch halb Indien, kennt als einziger beide Seiten der Front und kann daher im entscheidenden Augenblick beim Great Game, das Queen Victoria und Zar Nikolaus ausgerechnet um Afghanistan führen, einen

Gewinnzug tun. So zaubert ein Halbblut, wo hundert Beamte und zwanzig Regimenter kläglich versagt hätten; so rettet der Noma-
de unser aller feste Häuser. Zehntausende messerbewehrte Gur-
khas und Sikhs, Englands koloniale Weltkriegseliten also, soll-
ten Kims schönem Beispiel folgen, vor allem jedoch jener eine
Lawrence of Arabia, der Kiplings kolonialromantischen Roman
militärhistorisch beim Wort nahm, um aus jungen unbedarften
saudischen Fürstensöhnen, die nur Kamele, Falkenjagden und
Mohammed ibn Abd el-Wahhab im Sinn gehabt hatten, siegrei-
che Türkenfeinde zu züchten. Keine dreißig Jahre nach Kitche-
ners blutigem Sieg über den Mahdi erhob Lawrence also absolute
Feinde zu Königen. Die MGs ihrer Kamelreiter hatten
schließlich das Sultanat selber zur Strecke gebracht, die alte Ord-
nung des Morgenlandes zerstört und seine Weiten nomadisch ge-
öffnet. Nur welchen Ölreichtum die befreite Wüste barg und
birgt, konnte Londons Geheimagent, im Unterschied zu seinen
Fernlenkern, noch schwerlich ahnen. Also starb Lawrence of
Arabia eines unbewachten Morgens seinen Motorradtod. Die
Bürde des weißen Mannes fiel von seinen Schultern, unser Mann
in Riad oder Mossul nahm sie ihm ja ab.

III.

Nach diesem Vorspiel namens Erster Weltkrieg erst scheint mir
verstattet, von Gegenwart und Zukunft überhaupt zu handeln; al-
les andere wäre vorzensiert wie dpa-Meldungen. Es gibt bis heu-
te keine Weltmacht, die sich ohne *translatio imperii* hätte errich-
ten lassen; man muss es nur bedenken. So rührt denn, recht
bekanntlich, Amerikas einsame Größe aus dem Zweiten Welt-
krieg, als Britannien in einem Meer aus Blut Schweiß Tränen
versank, um sein entwundenes Imperium den USA zu über-
schreiben. Das geschah aber nicht im Pacht- und Mietvertrag von
1941, der bloß den Nebenkriegsschauplatz Atlantik ausverkaufte,
sondern (weniger bekanntlich) in den Weiten von Indik und
Pazifik. Japans Überfall auf ein den frühen Sonntagmorgen ver-
schlafendes Hawaii, obwohl er immer wieder als Vorspiel zum
11. September 2001 bemüht wird, hatte einen traurig guten

Grund: die Weigerung der USA, das rohstofflose Kaiserreich an der ebenso industriellen wie militärischen Umstellung von Kohlen- auf Erdölversorgung teilhaben zu lassen. Zudem wechselte Japan im April 1943 nicht bloß den Außenminister aus, sondern die gesamte Strategie, was „auch und gerade für die Nachkriegsentwicklung in Südostasien von größter Bedeutung werden sollte“³. Denn anstelle lauter unterworfenen Sklavenvölker, wie sie die Militärs erträumt hatten, trat nun eine „Großostasiatische Wohlstandssphäre“, deren Blüte wesentlich darauf beruhen sollte, neben Japan selber allen besetzten Ex-Kolonien von Vietnam bis zu den Inselstaaten Indonesiens und der Philippinen dasselbe Recht auf Selbstbestimmung und Erdölquellen einzuräumen. Wenn die Studentenrevolutionäre meines Alters ihr „Hoh Chi Minh“ skandierten, um sich als kommende Außenminister zu empfehlen, wussten sie wohl nicht so recht, in welchen Tennos Namen sie brüllten. Und wenn Al-Qaida heutzutage auf Bali oder Mindanao operiert, geht die Geschichte weiter.

In dieser ernsten Lage, als die Herrschaft über Ostasien und den Pazifik auf dem Spiel stand, vollzogen die USA eine militärtechnische Revolution. Ihre logistische Kriegsanstrengung ging wesentlich darauf, beide Hemisphären und alle Ozeanküsten dieser Erde mit Rollbahnen und Flugzeughangars zu überziehen. Die USA überboten eine Weltmacht, die auf der vertraglich garantierten Maximalgröße ihrer Flotte beruht hatte, also schlichtweg dadurch, dass sie das Imperium von Flottenmacht zum erstenmal in aller Weltgeschichte auf Luftmacht umstellten. Schon der Zweite Weltkrieg schuf der US Air Force Flugplätze in Westeuropa, Südamerika, Afrika und Hinterindien, was weltweite Operationen gegen alle drei Achsenmächte überhaupt erst möglich machte; der Nachkrieg hat dies logistische Netz noch engmaschiger vernetzt und zudem über die einstigen Verlierer verbreitet. Womit nebenbei erklärt wäre, welches Pentagonogramm oder Pentagon mit seinen Überflugrechten der Bundesregierung solche Pein machen kann.

Weit mehr allerdings zählen im Great Game von heute jene exotischen Orte und Inseln, die der Luftweltmacht – um es mit Sal-

vador Dalí zu sagen – Reisen in die Innere Mongolei erlauben, Eurasiens verborgene Herzlande also. Als Ende 2001 die B2-Bomber voll beladen in Richtung Kandahar oder Kabul abhoben, lagen ihre Munitionsdepots und Rollfelder immer noch auf Diego García, einer von Großbritannien überlassenen einsamen Insel tief im Indischen Ozean, deren gesamte Bevölkerung bis 1973 auf die schönen Seychellen umgesiedelt worden war. Wie Malta einst im Zweiten Weltkrieg, um die Nachschublinien des deutschen Afrikakorps zu bombardieren, den Ruhm eines unsinkbaren Flugzeugträgers erwarb, ganz so prangen Inseln und Küstenstädte von heute im Glanz strategischer Waffensysteme.

Damit aber rückt die Weltmacht ihrem ganzen Gegenteil immer näher auf den Leib. Das Gegenteil des Meeres heißt die Wüste, das Gegenteil der Stadt die Steppe. Der zivilisatorische Prozess oder, besser gesagt, die militärische Infrastruktur der USA schiebt sich Schritt um Schritt in Regionen vor, denen the western civilisation (dieser denkwürdige Unbegriff) bislang verschlossen blieb. So entstehen zunächst Blechhütten oder Cargo-kulte, die ja abstürzende Trümmer eines militärisch-industriellen Komplexes auch noch zu Göttern erheben, bis schließlich die Weltordnung selber wankt: Stadt stößt auf Steppe, Haus auf Zelt, die Nomaden sind verstört. Das scheint heute der Fall. Als Usama Bin Ladin der Weltpresse noch freigiebige Communiqués gewährte, ging seine Kriegspropaganda jedenfalls immer auch darum, dass das heilige Wüstenland der Kamelzüchternomaden amerikanischen Garnisonen Kasernen, Hangars und Gastrechte gewährt.

Wir tun daher gut daran, einen kurzen Ausflug in die Philosophiegeschichte zu unternehmen, bevor es mit der Kriegsgeschichte und ihrer Zukunft weitergehen kann. Ob der Feind, der absolute, Reich des Bösen wie bei Ronald Reagan heißt oder Schurkenstaaten wie bei Bush jr., ändert an der Logik dieses Gegensatzes nichts: Auf der einen Seite wir, die Guten, auf der anderen das Böse selber. Die Unterscheidung scheint so geläufig oder selbstredend, dass vor Nietzsche niemand sie auch nur befragt hat. Die zweite Abhandlung zur „Genealogie der Moral“,

der Michel Foucault zudem eine meisterhafte, wenn schon nicht militärhistorische Analyse nachschickte, versucht jedoch den Nachweis anzutreten, wie wenig Allgemeinheit sie beanspruchen darf. Denn Adelskulturen nicht nur im Griechenland vor Sokrates unterschieden zwar das Gute und das Schlechte wie den Adel und die Untertanen, rühmten also, wenn sie „gut“ nur in den Mund nahmen, ihre eigene Tugend, die ja Mut und nicht Moral besagte. Dagegen gehen Kulturen, deren Grundunterscheidung Gut und Böse heißt, nach Nietzsches informierter Analyse allesamt auf jene fromme Lehre zurück, die Zarathustra, der historische, einst im Grenzland zwischen Persien und Afghanistan verbreitete. Ormuzd und Ahriman, ein guter und ein böser Gott, ringen um die Weltherrschaft in solcher Härte, dass es der Seele als heilige Pflicht obliegt, den bösen Ahriman aus dieser Welt zu schaffen helfen.⁴ Als hätte Zeus in Kronos nicht bloß den schlechten Vater entmannen sollen, sondern das radikal Böse vernichten.

Über diese fromme oder unfromme Neuigkeit aus Zarathustras Mund staunten Nietzsches Griechenohren daher so sehr, dass er eine andere, nämlich geopolitische Lesart von Gut und Böse vorschlug. Böse hießen in Zarathustras Predigten an seine persischen Ackerbauern dann jene Nomadenstämme weiter im Osten, die schon als Züchter großer Viehherden jede Sesshaftigkeit vermieden, um statt dessen die Dörfer der Ackerbauern in regelmäßigen Abständen zu überfallen. Dabei nahmen sie, wie Tschingis Aitmatow das in aller gebotenen Grausamkeit beschrieben hat, die Haustiere als Beute und die Bauernkinder als Sklaven oder Kriegsmaschinen mit in die Steppe zurück. Gut hießen umgekehrt die sesshaften Bauern, sofern und soweit sie (nach dem Vorbild ihrer braven Haustiere) auch selber dem Wort des höchsten Guten, nämlich Zarathustra selbst Gehorsam leisteten. Und schon aus Dank für seine Worte folgten die Bauern fortan ihrem Hirten, der zwar nur so hieß, dafür bis heut ein guter Hirt. Dass Ackerbauern mit besonderer Vorliebe gerade die jungfräuliche Erde unter Steppengräsern mit dem Pflug bezwingen und den Nomaden dauerhaft entwinden, vermied der Hirte allerdings zu sagen; das tat nur Sophokles („Antigone“, V. 337–340). So sprach Zarathustra als „Ansiedlungsminister“⁵ des altpersischen Iran.

Die Unterscheidung von Gut und Böse ist demnach keine moralische, sondern eine von Lebensformen oder Kulturen, die sich allerdings, um noch durchsetzungsfähiger zu werden, unterm Schleier einer Moral für Untertanen verhüllt. Auf der einen Seite der Krieg um des Krieges willen, die Nomadologie im Wortsinn von Deleuze und Guattari also, auf der anderen der Friede um des Ackerbaus willen, dessen Mehrwert schließlich in der Stadt als Ikone der Sesshaftigkeit zu steinerner Anschauung gerinnt. Beide Lebensformen gibt es nebeneinander; beide sind sie wählbar. Um diese frohe Botschaft zu Gehör zu bringen, erkannte Nietzsche mit allem Recht und Grund, musste er die Widerrufung der Sklavenmoral eben jenem Priester in den Mund legen, der einst das Unheil in die Welt gesetzt hatte. So und nicht anders kam es 1883 – nach dem Zeugnis von „Ecce homo“ – zu einem Buch des Titels „Also sprach Zarathustra“. „Zarathustra *schuf* diesen verhängnisvollsten Irrthum, die Moral; folglich muss er auch der Erste sein, der ihn *erkennt*“⁶.

Nietzsches Analyse wirkt aktueller denn je. Als Bin Ladin noch volle Bewegungsfreiheit genoss, statt zur Sesshaftigkeit unbekannter Höhlensysteme gezwungen zu sein, trat er den Fernsehkameras am liebsten hoch zu Ross entgegen, in Bild und Haltung also des Nomaden selber; nur die Wahrheit dieser Gewissheit seiner steht wie stets auf einem anderen Blatt. Wenn arabische Fürstensöhne ihrer mittelalterlichen Leidenschaft zur Falkenjagd nachgeben, ersetzen sie zwar erstens die schönen arabischen Pferde, wie man hört, durch zeitgemäßere Jeeps, suchen aber zweitens bei der Falkenjagd ausgerechnet jene Stammesgebiete oder Steppen im staatsfreien Norden Pakistans heim, die seit einem Jahr auch Taliban zur letzten Zuflucht dienen. Und wie um selbst noch jene Jeeps zu deuten, schrieb Carl Schmitts „Theorie des Partisanen“ an exponierter Stelle den Satz „Die Toten reiten schnell, und wenn sie motorisiert sind, reiten sie noch schneller.“⁷

Das Paradoxon liegt nur in der Tatsache, dass Motorisierung und waffentechnische Modernisierung der heutigen Nomaden nicht – wie im kleinen Beispiel der Bundesrepublik – eine Sache gefälschter Nummernschilder und nächtlicher Einbrüche gewesen

ist, sondern eines der Werke, die die Weltmacht selber vollbracht hat. Denn wie Sie alle wissen, galten Nomaden solange – nämlich ein gutes Jahrzehnt – als nützliche Helfer, wie der Feind meines Feindes mir Freund heißen darf. Auch die Weltherrschaft aus Stratosphäre und Ionosphäre, Bombengeschwadern und Aufklärungssatelliten braucht bei Gelegenheit ein scharfes Schwert hier auf Erden, zumal wenn – wie seit dem Trauma des Vietnamkriegs – das Einlaufen von Zinksärgen in den Häfen Kaliforniens tunlichst vermieden werden muss. Also hat die CIA einmal mehr dem Vorbild Britanniens nachgeeifert und anstelle jener Gurkhas oder Sikhs, die Kipling so teuer waren, Paschtunen, Tadschiken und andere Stämme Afghanistans gegen die Rote Armee mobilisiert. Mit tragbaren Stinger-Raketen auf den Schultern erhielten sie Auftrag, die Lufthoheit der weiland anderen Weltmacht wo nicht zu brechen, so doch zu stören. Wenn die Grundunterscheidung nicht zwischen gut und böse verläuft, sondern zwischen gut und schlecht, heißen gut all jene, die zu töten und zu sterben wissen. Was das mindeste ist, das über Mudschaheddin oder untere Ränge von Al-Quaida wird gesagt werden dürfen.

Es ist aber gleichermaßen das mindeste, das über die neuen Eliten der US Army gesagt werden muss. Seit Abschaffung der allgemeinen Wehrpflicht, die den Krieg ja mehr und mehr in die Grenzen seiner demoskopischen Erklärbarkeit einzugrenzen drohte, scheinen diese Einsatzkräfte dabei, ihrerseits Mimikry ans Nomadentum zu treiben. Seitdem René Descartes der unvorstellbar alten Mensch-Tier-Symbiose, dem ungeschiedenen Zusammenleben von Sippen und Haustieren also, jeden Boden entzog, indem er Tiere zu konstruierbaren Maschinen erklärte und Menschen zu schon im Wortsinn unterworfenen Subjekten, haben militärisch-industrielle Komplexe – von der École militaire Ludwigs XV. bis Los Alamos und Livermore – diese Philosophie immer wörtlicher genommen. An die Stelle guter alter Reitpferde sind folglich Kampfhubschrauber getreten, an die der berittenen Späher Satellitenfunkkontakte für jeden einzelnen dieser einsamen computergestützten Kriegsspezialisten, so dass im letzten Afghanistanfeldzug nur der Grad waffentechnischer

Hochrüstung Nordallianzkämpfer und GIs noch unterschied. Die Nomaden alten Stils zogen bloß Hunderte von Kilometern von ihren Dörfern oder Herden entfernt ins mörderische Gefecht; die neuen Stils sind von der Luftweltmacht in beliebigen Flugzeit-entfernungen zu dislozieren, gestern bei Masar-i-Scharif oder morgen nördlich von Basra. Rapid Deployment Forces, wie einst die Wikinger, tauchen auf, wo niemand sie erwartet, und sind verschwunden, eh jemand es versieht. Damit löst sich die Nordatlantische Verteidigungsorganisation, diese Schale aus lauter Zwiebschalen östlich von Washington, vor unser aller Augen auf. Und nicht ohne symbolischen Witz zieht das Oberkommando dieser Weltblitzkriege ausgerechnet nach Florida um, die touristische Parodie moderner Völkerwanderungen. Nur welche kulturellen und politischen Langzeitfolgen es zeitigen wird, dass Armeen – mit bezeichnender Ausnahme eines Großteils der deutschen – von neuzeitlichen Leitbegriffen wie Vaterland oder Muttererde entbunden – sich wieder in Nomaden verwandeln, allerdings hochtechnisch globale, bleibt offenen Auges abzuwarten, schon weil Mantik und Prophetie kommender Kriege ein Vorrecht Delphis waren und sind.

IV.

Soviel zur Vorgeschichte, nun zur dunklen Gegenwart. Denn erst seit September 2001 liegt ganz offenbar zutage, wie heikel die Unterscheidung nicht zwischen Gut und Böse, sondern eben zwischen viehzüchtenden und maschinenhaltenden Nomaden auf einen Schlag geworden ist. Als die beiden Welthandelshochhäuser wie Kartentürme einstürzten, mochte zwar immer noch jene uralte nomadische Wut auf Städte und Sesshaftigkeit überhaupt am Werk sein, die zum Beispiel heute noch die Beduinen in der Negev-Wüste dazu führt, ihre von Israels Regierung finanzierten neuen Steinhäuser dem Herdenvieh zu überlassen, nur um selber die freien Wanderzelte nicht opfern zu müssen. Schließlich hat sogar Goethe, Hausbesitzer am geräumigen Frauenplan in Weimars Mitte, Zeltern gegenüber angemerkt, in Zelten stünde sich's am besten. Neu und unerhört an jenem Septembermorgen war

dagegen die nachgerade perfekte Mimikry, mit der eine exotische Luftherrschaft über Manhattan sich in Szene setzte. Die Mörder wussten nicht bloß – wie einst die Flugzeugpiraten im Auftrag Jassir Arafats oder eben beim planlos langen Irrflug nach Mogadischu – mit Handfeuerwaffen und Sprengstoff umzugehen, sondern weit darüber hinaus mit Cockpits, Bordcomputern, Kerosinreserven und so fort. Ein ganzes vielfach rückgekoppeltes System, das mindestens ebenso vielfach vor unser aller Neugier abgeschirmt gediehen war, lag enttarnt vor ihnen. Nur den Landeanflug hatten die Piloten – wie dereinst Japans Kamikazeflieger – gar nicht erst geübt. Zudem stand hinter den willigen Vollstreckern, deren Todesmut ewige Rätsel aufgeben wird, eine strategische Planung, die fast genauso global operiert haben musste wie sonst nur die Weltmacht selber. Andernfalls wären für einmal der anderen Seite alle sprichwörtlichen Vorteile der Überraschung und des Angriffs zugefallen. Jürgen Kaube hat als einziger, soweit ich weiß, an Schmitts Orakel erinnert, die Partisanen von dereinst könnten sich von ihrer Erdung im Heimatboden eines Tages lösen und technisch-astronautische Nomaden werden. Diese Gefahr scheint aufzuziehen. Sie spricht, fürchte ich, aus der wütenden Angst, wie sie von vielfliegenden business class-Nomaden über letzte Handy-Anrufe bis ins innerste Fünfeck eines brennenden Pentagon durchkam. Kurz und knapp im WK II-Stil: Feind lernt mit.

Freunde aber auch. George Bush junior – in schroffem Gegensatz zu seinen trägen Statthaltern hier in Europas Mitte, die unbeirrt und unbelehrt von Wirtschaftswachstum reden – vermag die klaren Worte. „Wir sind in einer Rezession. Wir sind in einem Krieg“, begann zu Jahresanfang 2002 sehr genau die feierlich umrahmte Lagebeschreibung der USA. Sechs Monate später folgten Sätze nach, die bei wörtlichem Zitieren fast im Halse stecken bleiben. Das neue Jerusalem überm Atlantik stünde für Freiheit, Demokratie und freies Unternehmertum schlechthin. Wer auch immer, Nationalstaat oder Nomade, Professor oder Partisan, einen dieser drei Werte je bestreiten sollte, sei antiamerikanischen Gedankenguts schon immer überführt und habe ab sofort vor präventiven Gegenschlägen zu erzittern. Es eignet der

Rede, im Guten wie im Unguten, nun aber die Kraft, das, was sie beruft, fast schon herbeizureden. Bushs klare Worte, bleibt zu fürchten, könnten wie eine selbsterfüllende Prophezeiung eben jene Feinde zu den Waffen rufen oder allererst erregen, auf deren bloßes Nichtdasein sie doch gezielt sind.

Denn bei aller Trauer über Todesopfer, die wie die meisten von uns heute Abend keinen (mehr oder minder gut getarnten) Kombattantenstatus innehatten: In der aktuellen US-Wertetafel, wie Nietzsches Zarathustra derlei große Worte nannte, auch nur bis drei zu zählen, ist mir zum Beispiel nicht gegeben. Freiheit versteht sich seit den Helden des Homer von selbst, Demokratie seit Perikles, freiheitlich-demokratische Grundordnung seit Horst Herold; aber warum oder wozu kippt schon beim dritten Wert der Tafel, falls er nicht rhetorisch redundant sein sollte, Politik abrupt in Wirtschaftsordnung um? Ist freies Unternehmertum ein Tarnname hochtechnischer Nomaden, die lieber namenlos im Trüben unserer Begierden fischen würden? Sind freie Unternehmer nicht eben solche, denen eine Marktdurchdringung auch ohne den Nachdruck staatlicher Präventivkriegsandrohungen gelingt? Moskau und Peking hängen, frei nach Andy Warhols dummem seriellen Witz, jedenfalls schon längst an McDonalds langer Kette. Um uns Endverbraucher kann es also gar nicht gehen.

Technologien und Kriege träumen seit mehr als hundert Jahren davon, auf dem Stand von übermorgen zu sein. In Wahrheit sind sie auf dem Stand einer Rekursion, die immer tiefere Vorgesichten aufbohren muss, um überhaupt noch zu gelingen. Am Salpeterminschub kaiserlich-deutscher Geschütze scheiterte Schlieffens genialer Angriffsplan. Ganz wie aktuelles Computer-Design immer näher an den Urknall rührt, so verschlingt die Logistik des Krieges – frommer grüner Wünsche unbeschadet – immer ältere Rohstoffe. Mit der Umstellung von Kohle und Eisenbahn auf Panzeröl und Flugzeugbenzin begann der Zweite Weltkrieg, mit Exploration von Uranvorkommen, dem Weltkriegssonderauftrag auch an Hans-Martin Schleyer, die Pax americana. Als schließlich US-Präsident Nixon 1972 den Dollar von seiner alten Goldbindung löste, schien es zunächst, er wolle

nur Goldfinger alias Gerd Fröbe in Fort Knox das räuberische Handwerk legen. Viel wahrscheinlicher aber rückte anstelle der Goldbindung eine ungesagte Ölpreisbindung. Andernfalls wäre schwer zu deuten, warum der verschuldetsten Nationalwirtschaft auf Erden immer noch zureichendes Fremdkapital zufließt. Nun kann jedoch keine Rekursion, außer in der reinen Mathematik, bis ins Unendliche weiterlaufen. Nach jüngsten Expertisen der DASA, die schon als Fortsetzung der Heeresversuchsanstalt Peenemünde denn doch Bescheid wissen sollte, sind die Erdölquellen dieser Erde – und das heißt zumal ihrer Steppen und Wüsten – ebenso berechenbar wie endlich. Allen Explorationen und Bohrungen zum Trotz sprudeln einfach (etwa unterm wüsten Schelfmeer vor Namibien) keine neuen Quellen mehr, die auch nur annähernd so milliardenstark fließen wie Saudi-Arabien oder der Irak. (Nicht umsonst hat die deutsche Luftwaffe 1941 mit ein paar Messerschmitts den kurzlebigen Aufstand von Saddams Onkeln gegen die Briten unterstützt.) Um 2070 also, nicht früher und nicht später, wird der letzte Tropfen Erdöl im Wüstensand verrohrt sein. DASA inquit.

Ich kann deshalb Herfried Münkler, der jeden Zusammenhang zwischen Kriegszielen und Ölquellen in Abrede stellt, schlecht folgen. Nicht nur Ackerbauern sind jungfräuliche Steppen feind; auch moderne Luftwärmächte schieben ihre Ölkonzerne immer tiefer ins Herz Eurasiens vor, Dalís Innere Mongolei der Drogenträume. Andernfalls müssten die Jeeps eines schönen baldigen Tages in der Garage stehen bleiben, die Bomber in Hangars oder auf ihren urangetriebenen Flugzeugträgern. Eine riesige, seit Pearl Harbour mühsam erkämpfte Infrastruktur, die mit der Weltmacht nachgerade zusammenfällt, wäre plötzlich Schrott. Und seitdem auch der hoffnungsvolle Zukunftsraum reiner Software-Kriege im Kerosin zerstoßen ist, gerade weil die vielfach gespiegelten Server des World Trade Center wundersam überlebt haben und der Anschlag computer-technisch wohl ein Schlag ins Wasser war, geht es erneut um Hardware, Rohstoffe, Energiequellen.

V.

Ich bin am Ende dieser verworrenen Momentaufnahme. Das kleine Beispiel Bundesrepublik war überschaubarer. Wir alle kennen und nutzen die Infrastruktur, in der sich selbsternannte Rotarmeeformationen eine Zeitlang als BMW-Nomaden über oder unter Wasser halten konnten. Niemand bis in höchste Stellen, scheint mir, hat dagegen einen Begriff, welche Netze aus Öl-Pipelines und Slums, Global Positioning System und Datenbanken, Rapid Deployment Forces und Handy-Missbrauch gegenwärtig den Planeten überziehen, in welchen Labyrinthen also die Nomaden zuschlagen und wieder verschwinden können. Als die Taliban – Koranschüler mithin, die den Koran hocharabisch hersagen müssen können, ohne nur ein Wort Arabisch zu verstehen – der CIA ersten Ärger machten, verstand umgekehrt fast kein Agent in Langley/Virginia sie und ihre Sprachen. Jungfräulichkeit ist nicht immer Tugend. Jemand wie Horst Herold müsste wohl erst einmal das Muster oder Raster ausmachen, das die globale Infrastruktur von heute, diese mehr oder minder gelungene Extension der USA (um Marshall McLuhan rasch noch vom Kopf auf die Füße zu stellen), Wölfen statt Haushunden zukehrt.

Aber Dr. Herold wohnt mit Frau und Ausgehverbot auf dem Gelände einer Bundeswehrkaserne, darf nicht schreiben oder auftreten, als hätte ihn sein Wissen selber mit der schwarzen Pest befleckt – und wäre dennoch der Berufenste, für uns im Dunkel und an meiner Statt die Lage zu erkennen.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Jacques Lacan, *Écrits*. Paris 1996, S. 784.
- 2 Einer der schönsten Romananfänge lautet: „He sat, in defiance of municipal orders, astride the gun Zam-Zammahmiß on her brick platform opposite the old Ajaib-Gher – the Wonder House, as the natives call the Lahore Museum. Who hold Zam-Zammah, that ,fire-breathing dragon‘, hold the Punjab; for the great green-bronze piece is always first of the conqueror’s loot.“ (Rudyard Kipling, *Kim* [1901]. Harmondsworth/Middlesex 1994, S. 7). In nur zwei Sätzen gelingt es Kipling also, von einem frechen, aber namenlos belassenen Halbblut ins welthistorische Fünftstromland zu springen.
- 3 Andreas Hillgruber, *Der Zweite Weltkrieg 1939–1945*. Stuttgart 1996, S. 118.
- 4 Zur Einwirkung dieser Religion auf den Gott des „Alten Testaments“ und damit das Christentum vgl. Matthias Schulz, *Der leere Thron*. „Der Spiegel“, 52/2002, S. 146.
- 5 Johannes A. H. Potratz, *Die Skythen in Südrussland. Ein untergegangenes Volk in Südosteuropa*. Basel 1963, S. 87. Mit Dank an Peter Berz/Berlin.
- 6 Friedrich Nietzsche, *Ecce Homo*. In: Giorgio Colli, Mazzino Montinari u. a. (Hg.): *Werke. Kritische Gesamtausgabe*, Berlin/New York 1967 ff., Bd. VI/3, S. 465.
- 7 Carl Schmitt, *Theorie des Partisanen. Zwischenbemerkung zum Begriff des Politischen*. Berlin 1992, S. 79.